

---

# Tätersubjekte. Zur sozialen und medialen Konstruktion von Identität nach Amokläufen

Jörn Ahrens

---

## 1 Einleitung

Gewalttaten, die von der Öffentlichkeit als Amokläufe wahrgenommen und identifiziert werden, zählen zu den spektakulärsten gesellschaftlichen Gewalterfahrungen in den modernen Gesellschaften der Gegenwart. Auf die Gesellschaft, in der sie sich ereignen, wirken sie als Schockerlebnis, da hier in aller Regel niemand davon ausgeht, sich in einem extrem gefährlichen, komplett unregelten Gewaltraum wiederzufinden. Vielmehr zehren die Gesellschaften der Moderne von dem Image, weitestgehend gewaltdomestizierte Einheiten zu sein, in denen das Vertrauen in die Stabilität lebensweltlicher Ordnungen und Konventionen enorm groß ist und Sicherheit im öffentlichen Raum ziemlich selbstverständlich vorausgesetzt wird. So fasst Jan Philipp Reemtsma in seiner Studie zum Verhältnis von Vertrauen und Gewalt in der Moderne zusammen: „Soziales Vertrauen ist ein permanent praktisch vor Augen geführtes Konglomerat von Annahmen über die Welt als Normalfall, die unterstellt werden müssen, damit diese Praxis durchgeführt werden kann“ (2009, S. 55; vgl. a. Baberowski 2015). Umso verstörender muss daher der plötzliche, scheinbar ebenso ultimative wie willkürliche Einbruch der Gewalt in die Gesellschaft erscheinen, der einen mutmaßlich einhegenden Raum der Sicherheit explizit verwandelt in einen Raum der existenziellen Gefährdung für die Individuen. Denn wenn „die Gewaltabstinenz das entscheidende Moment der gesellschaftlichen Kohäsion in der Moderne“ (Reemtsma 2009, S. 99) ist, dann ist der Einbruch einer Form von Gewalt, die weit über das

---

J. Ahrens (✉)

Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen, Deutschland

E-Mail: joern.ahrens@sowi.uni-giessen.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2017

S. Braselmann und J. Ahrens (Hrsg.), *Vermittlungskulturen des Amoklaufs*, Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen, DOI 10.1007/978-3-658-16602-1\_2

sozial noch Erwartbare hinausgeht, deren latente Aufhebung. Zugleich bleibt die Erfahrung dieser Spektakel des Schreckens im kollektiven Gedächtnis haften, kann jederzeit wieder aufgerufen werden und beeinflusst nicht nur das Selbstverständnis der Individuen in der Gegenwart, sondern insbesondere auch die für die Moderne zentral bedeutsame Antizipation von Zukunft.

Allerdings ist der martialisch gegenwärtige Akt des Amoklaufs ganz ebenso dadurch charakterisiert, dass er eine virtuelle Handlung darstellt. Denn zum Amoklauf wird eine Gewalttat erst, indem sie nicht etwa vom Täter selbst (dies träfe auf die wenigsten Fälle zu), sondern im Verlauf einer allgemeinen Rezeptionspraxis durch die gesellschaftliche Öffentlichkeit als Amoklauf klassifiziert wird. Die Geste und der Prozess dieser Klassifikation, die den Amoklauf als gesellschaftliches Ereignis erst hervorbringt, während es sich zuvor schlicht um einen Akt der brutalen und radikalen Gewalt handelt, wird getragen von Techniken und Instrumentarien medialer Kommunikation. Mit Einsetzen der Medienberichterstattung setzt auch ein Abgleich der jeweiligen Gewalttat mit den allgemein mit einem Amoklauf verbundenen Kriterien ein, sodass binnen Kurzem eine Empirie zum Phänomen vorliegt, die es erlaubt, dieses als Amoklauf einzuordnen oder abzulehnen (vgl. Ahrens 2015). Es zeigt sich daher rasch, dass der Amoklauf eine im Kern gesellschaftliche Kategorie ist. Mit epistemologischer Autorität sanktioniert wird dieses Diskursverfahren durch verschiedene Befunde und Modelle der Sozialwissenschaften. Bekannt ist die Definition des Amoklaufs bei Scheithauer und Bondü, die sich aus vier Kriterien zusammensetzt: „Bei einem Amoklauf handelt es sich um die (versuchte) Tötung mehrerer Personen durch einen einzelnen, bei der Tat körperlich anwesenden Täter mit (potenziell) tödlichen Waffen innerhalb eines Tatereignisses ohne Abkühlungsperiode, das zumindest teilweise im öffentlichen Raum stattfindet“ (Scheithauer und Bondü 2011, S. 5). Abweichende Ereignisse sind durch das Konzept Amoklauf dann nicht mehr gedeckt. Insofern ist der Amoklauf – völlig unabhängig von allen realen Opfern, die er zeitigt – grundsätzlich ein retrospektiv etikettiertes Diskursresultat medialer Kommunikation, das bestimmten Diskursvariablen unterliegt.

Stets wird, getragen über die Medienkommunikation moderner Gesellschaften, ein Narrativ erstellt, das zwar auf den Einzelfall des jeweiligen Amoklaufs zugreift, das aber konzeptionell und programmatisch alle möglichen, bereits erfolgten und noch kommenden, Amokläufe meint. Den Amoklauf als gesellschaftliches Ereignis gibt es faktisch nur im Singular. In seiner gesellschaftlichen Rezeption schnurren alle Amokläufe zusammen zu einem einzigen, indem sie einer harmonisierenden Typologie angeglichen werden. Insofern lassen sich speziell beim Amoklauf reales und mediales Geschehen nicht trennen, sondern überblenden sich in einer Weise, die sich mit Baudrillard nur als hyperreal bezeichnen lässt (vgl. Baudrillard 1978). Das für den Amoklauf erstellte soziale Narrativ

funktioniert nämlich unmittelbar über Techniken der Berichterstattung und der Reportage. An diese heften sich in einem zweiten Schritt durchaus auch humanwissenschaftliche Forschungsdesigns, die diese Narrativbildung unterstützen. Zugleich aber überlappen sich die rekonstruierenden Narrationen der Reportage mit Verfahren einer medialen Rekonstruktion mittels Fiktionalisierung. Insbesondere dem Spielfilm kommt hier eine besondere Funktion zu: Er erschließt Handlungen, Kontexte und Charaktere in dramaturgisch verdichteter Form und wirkt auf die Berichterstattung zu Amokläufen ebenso zurück, wie er selbst von dieser beeinflusst ist. Innerhalb des für die Moderne als Leitmedium fungierenden Films ist es gerade der ganz überwiegend fiktional verfahrenende Spielfilm, der die Aufgabe übernimmt, Narrationen von sozialem Sinn für Zwecke der Vergesellschaftung zu erstellen (vgl. Ahrens 2014, S. 115–117).

So ereignet sich beispielsweise am 19. September 2010 im Baden-Württembergischen Lörrach ein Amoklauf, der in der Rezeption insgesamt als eher ungewöhnlich und irritierend eingestuft wird. Eine 44 Jahre alte Rechtsanwältin tötet, offenbar anlässlich eines Beziehungsdramas, zunächst ihren fünf Jahre alten Sohn und ihren mit dem Sohn von ihr getrennt lebenden Ehemann, läuft dann über die Straße ins benachbarte katholische Krankenhaus, wo sie einen Pfleger tötet und insgesamt 18 weitere Menschen verletzt, teilweise schwer. Nach ca. 40 Minuten wird die Frau bei einem Schusswechsel mit der Polizei erschossen. Im medialen Nachgang der Tat erfahren vor allem die Auffälligkeiten und Besonderheiten der Tat Beachtung. Nur äußerst selten umfasst ein Amoklauf zugleich auch eine Beziehungstat oder geht von einer solchen aus. Vielmehr werden Amokläufe als anonyme Taten wahrgenommen. Statistisch gesehen kommen außerdem Amokläufe von Frauen kaum jemals vor (vgl. Böckler et al. 2013). Damit ist der Amoklauf von Lörrach in doppelter Hinsicht als außergewöhnlich etikettiert, was thematisch die Berichterstattung auch eindeutig dominiert, die zwar durchwegs von einem Amoklauf spricht, sich insgesamt aber keineswegs sicher ist, ob es sich auch wirklich um einen handelt. Hinzu kommt das rasche, gezielte und die Tötung der Täterin von vornherein einkalkulierende Eingreifen der Polizei, das einer neuen Strategie folgt, die nach dem Amoklauf von Winnenden aufgelegt wurde, der sich ein Jahr zuvor ebenfalls in Baden-Württemberg zugetragen hatte. Dieses Vorgehen hat in Lörrach sehr wahrscheinlich weitere Opfer verhindert.

Vor dem skizzierten Hintergrund befasst sich dieser Text mit Amokläufen aus einer Perspektive, die auf deren Rezeption und speziell auf die Zuschreibung einer spezifischen Täteridentität fokussiert. Eingebettet in die soziale Wirklichkeit strukturierende, öffentlich aufgeführte Diskurspraktiken, wird so eine Rahmung („framing“; vgl. Butler 2010, S. 16 ff.) der Tat erreicht, die diese in ein klar definiertes Bedeutungsraster einordnet, ihr also trotz ihrer maßlosen Brutalität und

Devianz sozialen Sinn zuweist. Dabei ist insbesondere von Interesse, was das Phänomen des Amoklaufs insgesamt – also die Tat selbst plus ihre gesellschaftliche, mediale Aneignung – über die Verfasstheit von Gesellschaft aussagen kann. Um diesen Fragen nachzugehen, soll zunächst das Problem einer gesellschaftlichen Identifikation der Täter aufgegriffen und mit Gus Van Sants *Elephant* (USA 2003) anhand eines filmischen Beispiels veranschaulicht werden (Abschn. 2). Daran anschließend wirft der Aufsatz die Frage auf, inwieweit der Amoklauf nicht lediglich situativ, also jeweils für den Moment der gerade geschehenen Gewalttat, sondern vielmehr in gesellschaftlicher Hinsicht generell als Krisenphänomen verstanden werden muss (Abschn. 3). In einem nächsten Schritt werden daher die üblicherweise verwendeten Praktiken zur sozialen Rekonstruktion eines Amoklaufs untersucht (Abschn. 4). Der Beitrag schließt mit einem Blick auf die den Tätern zugeschriebenen, bestimmten kategorialen Mustern folgenden Identitätsprofile (Abschn. 5).

---

## 2 *Elephant* und die Darstellung des Amokläufers

Im Gegensatz zur Hervorhebung der erwähnten Besonderheiten im Fall von Lörrach, wird auffallend wenig darüber gesagt, was an diesem Amoklauf überaus durchschnittlich ist und ihn in eine Reihe mit vergleichbaren Taten stellt. Hier stehen zwei Aspekte hervor, die zugleich das Interesse dieses Beitrags an dem Phänomen definieren. Erstens ist in aller Regel kaum etwas über die Täter und ihre Motive bekannt. Amokläufe sind in diesem Sinne auf eine rigide Art enigmatisch. Das Image ihrer Protagonisten deckt sich absolut nicht mit der radikalen Gewalttätigkeit der Tat. Amokläufer sind Unbekannte; ihre Biografien, Hintergründe, Charaktere müssen erst mühsam rekonstruiert werden und sorgen dann in aller Regel für ein reichlich paradoxes Bild. Dass, wie *Spiegel Online* dies in einem Artikel nach der Tat von Lörrach praktiziert, über Amoktäter in Formulierungen, wie „sie galt als offen, freundlich, adrett“<sup>1</sup>, geschrieben wird, dass sich insbesondere Fragen nach dem Motiv oder der Motivation in der Berichterstattung häufen, ist die absolute Regel. Was der Amoklauf auf der gesellschaftlich/mediale Rezeptionsebene daher produziert, ist zunächst einmal eine massive Leerstelle. Mit dem Amoklauf fällt ein Individuum aus dem „Netzgeflecht“ (Elias 2003, S. 54) von Individuen und sozialen Beziehungen heraus, ist sozial und identitär nicht

---

<sup>1</sup>„Die Frau, die niemand wirklich kannte.“ *Spiegel Online*. Online: <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/0,1518,718548,00.html>. Zugriffen: 20. Oktober 2016.

länger adressierbar. Die Zäsur, die der Amoklauf setzt, ist die einer De-Normalisierung gesellschaftlicher Beziehungen; sein Subjekt steht jenseits einer wirkungsvollen gesellschaftlichen Integration und Normierung. Was daher zweitens einsetzt, ist ein Prozess der Rekonstruktion des Täters, der häufig explizit einer Konstruktionsarbeit gleicht. Genau diese Prozesse einer rekonstruktiven Rezeption der Tat scheinen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive am Phänomen des Amoklaufs, das seit Beginn des neuen Milleniums in der gesellschaftlichen Wahrnehmung emergiert, interessant zu sein. Dabei ist der Amok keineswegs kontextlos verortet, sondern fügt sich in eine seit längerem sowohl im Wissenschafts- als auch im öffentlichen Diskurs virulente Wahrnehmung ein, wonach die manifeste Gewaltbereitschaft in den westlichen Gesellschaften kontinuierlich ansteigt (Heitmeyer und Schrötte 2006, S. 18). So lasse sich für Deutschland seit Mitte der 1960er Jahre ein kontinuierlicher Anstieg der Kriminalitätsrate beobachten (Heitmeyer 2004; Thome 2004). Demgegenüber ist der Amoklauf natürlich trotzdem eine Innovation im deutschen Kriminalitätsdiskurs und galt mindestens bis zum sogenannten „Columbine Massaker“ in Littleton, Colorado, als spezifisch US-amerikanisches Kulturproblem (Heitmeyer 2009). Erst seit dem spektakulären Amoklauf von Erfurt (2002) setzt die Wahrnehmung ein, es handle sich auch um ein für Deutschland und Europa virulentes, wenngleich unseligerweise aus den USA importiertes Phänomen.

Auffällig ist insbesondere die nahezu jedes Mal ins Auge fallende, in den Medien üblicherweise massiv thematisierte Diskrepanz zwischen der Extremität der Tat und der persönlichen Blässe der Täter. Legen diese für die Tathandlung offenbar jedwede Affektkontrolle und normative Disziplinierung ab, so scheint ihre sonstige Unscheinbarkeit in keiner Weise dem Bild des Gewalttäters zu entsprechen. Hinzu kommt, dass seitens der Täter nach dem Amoklauf in der Regel keine eigenen Aussagen mehr vorliegen, da sie in den meisten Fällen im Zuge ihrer Tat umkommen. Rasch haben sich spezifische Wahrnehmungsmuster des Amoktäters eingespielt, die ein Profil der Täter skizzieren, und die üblicherweise nicht nur in der Berichterstattung aufgegriffen werden, sondern auch in der Forschungsliteratur anzutreffen sind. Bevor diese Thematik vertieft werden kann, soll ein Beispiel für eine filmische Verarbeitung herangezogen werden, genauer Gus Van Sants *Elephant*. Der nur 81 Minuten lange Film des bekannten Independent-Regisseurs folgt in einem dokumentarhaften Gestus und in zugleich elliptisch verwobenen Schnittfolgen über einen Tag einer Reihe Jugendlicher durch ihren Alltag an einer amerikanischen High School. Bis schließlich zwei Jungs diese Schule in den Ort eines Massakers verwandeln. Wenn hier von einem dokumentarischen Stil die Rede ist, so bedeutet dies nicht, dass Van Sant einen klassischen oder irgendwie als solchen intendierten Dokumentarfilm gedreht hätte. Vielmehr

heißt es, dass er in seiner filmischen Inszenierung Authentizität herstellt, indem er sie imitiert. Dies gelingt ihm formal, indem er insbesondere Stilmittel des italienischen Neorealismus und des französischen *cinéma vérité* zitiert (diese jedoch nicht einmal wirklich anwendet). So filmt Van Sant lediglich Handlungsabläufe ab, ohne jedoch auch nur im Ansatz eine Psychologie der Protagonisten oder mögliche Gründe der Täter für ihren Amoklauf zu liefern. Die beiden Täter werden in mehreren längeren Szenen eingeführt. Dabei handelt es sich ausnahmslos um Innenraumszenen, vornehmlich aufgenommen im Jugendzimmer eines der Täter, teilweise aber auch im heimischen Wohnzimmer oder im Bad.

Vordergründig sind die beschriebenen Sequenzen ziemlich nüchtern inszeniert. De facto aber erlebt das Publikum den Ausstieg aus exakt dem peinlich genau inszenierten Dokumentationsgestus, den Van Sant in den an der High School spielenden Szenen kultiviert. Vielmehr werden die Zuschauer in diesen Szenen mit der Summe sämtlicher kursierenden Klischees über den typischen jugendlichen Amokläufer bedient. Da ist der kunstsinnige, Klavier spielende Junge, der im gleichen Atemzug kaltblütig ein Massaker an seiner Schule plant – eine Planung, die er unmittelbar vor der Tat, bereits bepackt mit den Waffen, die er wenig später auf seine Mitschüler abfeuern wird, in den Worten gipfeln lässt: „Have fun!“ Da wird in der Öde des Jugendzimmers und äußerlich enorm gelangweilt das Abschießen von Passanten über Ego-Shooter-Spiele, aber vor einem monochrom weißen Bildschirmhintergrund, geübt. Da gibt es eine homoerotische Note, die in einer Duschszene gipfelt und alle denkbaren Referenzen zu männerbündisch homoerotischen Ästhetiken aufruft. Dieser Aspekt verbindet sich außerdem mit einer offensichtlich sexuell aufgeladenen Lust am Gewaltexzess. In einer weiteren Szene des Films rücken zudem Bilder einer Fernsehdokumentation das Faszinosum Nationalsozialismus in den Vordergrund und etikettieren die ansonsten so gesichtslosen Jungs als Nazis. All dies wirkt ungeheuer plakativ, trivial und tatsächlich überaus klischiert. Indem die beiden das Massaker an der High School ausführenden Täter auf die Summe dieser Klischees herunterrechnen, erhalten sie zwar ein ebenso eindeutiges wie eingängiges Täterprofil, verlieren aber vollständig alles, was eine Subjektidentität ausmachen könnte. Für diese Art der Darstellung der den Amokläufern des *Columbine school shootings* nachempfundenen Amoktäter wurde Van Sant heftig kritisiert. Deren Reduzierung auf Klischeeschablonen und charakterliche Abziehbilder entbehre jeder Reflexion und stehe in krassem Widerspruch zum sonstigen dramaturgischen und ästhetischen Niveau des Films. In einer repräsentativen Filmkritik in der *Zeit* schreibt Robin Detje: „Die größte Zumutung in diesem Film ohne Psychologie und Begründungen stellt Van Sants plötzlicher Einfall dar, die Handlungen der Mörder nun doch zu

begründen und sich dabei der plattesten Klischees zu bedienen: Keiner mag diese Jungs, also spielen sie Videoballerspiele und gucken Nazivideos, dann greifen sie zur Knarre“ (Detje 2004).

Zweifellos, in der bislang wohl noch immer intellektuellsten filmischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Amok stellt dieser Ansatz eine Herausforderung, wenn nicht sogar eine Zumutung dar. Was aber, wenn die Darstellung bei Van Sant gar keine Verlegenheitsstrategie gegenüber den Beweggründen der Täter wäre, sondern – im Gegenteil – umgekehrt eine subtile Reflexion auf die gesellschaftliche Kommunikation in Bezug auf Amoktäter? Vor diesem Hintergrund ist der formale Bruch in Van Sants Film zwar gewaltig, spiegelt dann aber zugleich die misslingende Integration des Amoklaufs in vorherrschende kultursemiotische Muster und Diskursregimes wider. Van Sants *Elephant* teilte sich somit in zwei Blöcke, die voneinander intrinsisch getrennt wären, obwohl sie die Ästhetik und vor allem die Montage zugleich zusammenhalten und damit den Eindruck erzeugen, als bestünde zwischen beiden Teilen gar keine Differenz, sondern als entsprängen sie dem gleichen Referenzrahmen gesellschaftlicher Wirklichkeit. Das ist aber nicht der Fall und schon damit kommentiert Van Sant auf der formalen Ebene die Diskurslagen in der Reaktion auf Amokläufe seitens der Gesellschaft. Block eins in diesem Film macht dessen überwiegenden Teil aus: Die, wenngleich multiperspektivische, Nachzeichnung eines alltäglichen Schultages, die jeder identifikatorisch nachvollziehen kann. Zwar setzt auch hier Van Sant formale Marker der Distanzierung und der Abstraktion ein, etwa durch eine reichliche opulente Farbgestaltung, die die Fiktionalität des Geschehens anmahnen. Insgesamt aber ist es möglich, durch diese Marker hindurch einen Dokumentationsgestus zu erzeugen, der sehr effektiv Realität zu repräsentieren scheint. Block zwei hingegen ist der Teil, der vom Allgemeinen in Form von Schule und Schulalltag in das Besondere wechselt, nämlich in die Lebenswelt zweier Jugendlicher, die damit beschäftigt sind, sich umsichtig und effektiv darauf vorzubereiten, Massenmörder zu werden. Hier stehen kaum verlässliche Quellen zu Verfügung und diejenigen, die es gibt (wie die berühmten *Basement Tapes* der Täter von Littleton), sind offensichtlich zu schockierend, um in ihrer Komplexität wahrgenommen werden zu können und ohnehin nur in Transkripten verfügbar, da sie ansonsten unter Verschluss gehalten werden. Eine Möglichkeit der Interpretation dieser beiden Jungs wäre daher, sie einem allgemeinen Ansatz der Gesellschaft zu integrieren. Dafür steht Franco Berardi, der meint: „van Sant suchte die intimen Qualen der beiden jungen Männer zu fassen, die das Verbrechen geplant und durchgeführt hatten. Er beschreibt dabei nicht nur ihre Aggressionen und Gewaltbereitschaft, sondern auch ihre orientierungslose Suche nach Zärtlichkeit,

ihre Frustration und Einsamkeit, die sich bis ganz zum Schluss und bis zu ihrem finalen, selbstzerstörerischen Akt immer wieder ausdrücken“ (2016, S. 63). Auf dieser Folie ordnet Berardi Van Sants filmische Inszenierung, wie letztlich auch das originäre Columbine *school shooting*, einem unbewussten Aufbegehren gegen den Neoliberalismus und dessen Deformationen von Gesellschaft und Individuen zu. Das ist allerdings eine extrem brutal konstruierte Interpretation, die im Film selbst keine Grundlage findet. Vielmehr stellt sich Van Sants Vorgehen ganz anders dar. Denn weil es kein authentisches Bild dieser Jungs geben kann, weil nicht abbildbar ist, was sie motiviert und beschäftigt hat, geht er offensichtlich dazu über, die zu Klischees geronnenen Vorstellungen der Gesellschaft abzubilden, die sich diese von solchen Jugendlichen macht – vereinsamt, psychotisch, radikalisiert. Zu diesem Schluss kommt auch Christian Weber in seiner Auseinandersetzung mit *Elephant*, der in seiner akribischen Analyse des Films hervorhebt: „Eine objektive Darstellung der Ereignisse (...) erscheint unmöglich“ (2015, S. 293). Weber fährt fort: „Noch deutlicher verhindert Van Sant in *Elephant* den Eindruck eines umfassenden Bildes davon, wie und warum es zum Amoklauf kommt (...) Denn eine eindeutige Erklärung für das Geschehen in *Elephant* anzubieten, würde bedeuten, die eigene Leistung des Zuschauers zu beschneiden, ihn so zu distanzieren und in falscher Sicherheit zu wiegen“ (2015, S. 293). Was zunächst oberflächlich erscheinen mag, erweist sich also als gezielte Strategie für eine intellektuelle Analyse des Problems. Formal und ästhetisch wird die Mehrdimensionalität des Phänomens, die sich einfachen Kausalmustern entzieht, mit einer Reflexion auf das Medienverhalten des Mediums Films ebenso zusammengeschnitten wie mit einer Reflexion auf gängige mediale Zugriffe gegenüber Phänomenen, wie sie Amokläufe darstellen. Die „selbstreflexive Art der Bildgestaltung“, meint Weber dann auch, zielt weniger auf die Ursachen des Verbrechens, als insbesondere auf den „Umgang mit ihren (medialen) Bildern“ (2015, S. 297).

Im abrupten Wechsel vom Dokumentar-Stil zur offensichtlich überzogenen Typisierung der Täter ließe sich deshalb vor allem eine Reaktion dieses Films auf die Unkenntnis erblicken, die Gesellschaft von den Tätern hat, wie auch auf die genau auf diese Unkenntnis folgende Praxis gesellschaftlicher Klischierungen. Van Sant, heißt das, visualisiert Stereotype. Darin liegt wohl die große Leistung dieses Films, der seine filmischen Qualitäten gerade an diesem, von Detje so paradigmatisch wie massiv kritisierten Punkt, meisterhaft ausspielt. Damit nimmt Van Sant ernst, daß der Film, wie Lorenz Engell hervorhebt, „selbst Teil der Welt [ist], die er anschaut. In den sichtbaren Bildern des Films artikulieren sich ganze Bildkonzepte, die dann als Konzept-Bilder über das rein Sichtbare hinaus die ‚Welt-Anschauung‘ des Films ausmachen können“ (2010, S. 13). Während Van



Sants Film die Lebenswelt des Alltags als angefüllt mit Verwerfungen zeigt – der Alkoholismus der Eltern, die Bulimie der Schulmädchen, Praktiken des Ressentiments und der Ausgrenzung unter den Schülern, etc. –, entsteht zugleich der Eindruck, dies alles würde als Normalität sehr gut funktionieren. Die Institution Schule funktioniert hier als Metapher der Gesellschaft, deren Strukturen auch das Unliebsame einer Praxis der Alltagswelt integrieren, es damit zwar nicht weniger dramatisch, aber doch minder exzeptionell machen. In diesem Zusammenhang betont Weber hingegen die dystopische Seite dieser Normalität und entwickelt die ziemlich interessante, in der gesamten Diskussion um das Phänomen Amoklauf bislang weitgehend ignorierte These, dieses sei explizit ein Effekt einer sozialen Normalität, die sich hegemonial setze und damit selbst repressiv werde. Van Sant, meint Weber, lege nahe, „dass das mörderische Handeln der Columbine-Amokläufer nicht zwangsläufig auf eine individuelle, psychische Labilität oder Störung zurückzuführen“ sei (2015, S. 306), wie dies die thematisierten Klischees nahelegen. Vielmehr sei es von der Umgebung der Täter „perfide mitgestaltet“ worden (Weber 2015, S. 306). Die restriktive Normalität lasse nichts mehr zu, außer sich selbst: „In *Elephant* haben die Figuren, die nicht ins Bild passen, nicht einmal mehr die Chance, Außenseiter zu sein. Die einzigen Möglichkeiten, die ihnen hier zu bleiben scheinen, sind passives Erdulden ihrer Rolle oder mörderische Auflehnung“ (Weber 2015, S. 308).

---

### 3 Amok als gesellschaftliches Krisenphänomen

Eine wesentliche Voraussetzung für die Funktionalität des sozialen Alltags ist die Abwesenheit von Gewalt. Die Gesellschaft der Moderne bezieht ihre Legitimation zwar nicht nur, aber ganz wesentlich aus dem Umstand, dass sie Praktiken der Gewaltvermeidung institutionalisiert und die Gewalttat im Subjekt selbst über Praktiken der Selbstkontrolle und Disziplinierung, wie Norbert Elias dies formuliert, „kaserniert“ (Elias 1976, S. 325). Bei aller dennoch verbleibenden Präsenz an Gewalt in Gesellschaft und Kultur – manifest, strukturell und symbolisch –, besteht eine der großen Leistungen moderner Vergesellschaftung darin, Gewalt zu kanalisieren, zu minimieren und letztlich größtenteils auch aus der Gesellschaft zu exkludieren. Die Gewalttat ist eine der massivsten Heterotopien der Moderne (Foucault 2005), weshalb sie auch so zahlreich und in immer neu variierten Imagologien in den gesellschaftlichen Raum zurückkehrt, der sie strukturell und performativ weitgehend geächtet hat. Worauf es im gesellschaftlichen Umgang mit Gewalt ankommt ist, den Individuen als Akteuren dieser Gesellschaft Vertrauen in deren Routinen, Normsetzungen, in ihre Kontinuität und in die Verlässlichkeit

ihrer Strukturen zu ermöglichen. Alois Hahn nennt diese Bedingung in Anlehnung an Alfred Schütz die selbst nicht voll begründbaren „Grundannahmen, auf denen unsere Weltsicht beruht“ (2000, S. 44). Als eine Form von „Weltvertrauen“ sind sie der „Grund für unsere relative Sicherheit im Umgang mit anderen und der Welt“ (Hahn 2000, S. 44). Auch Reemtsma hebt die Bedeutung dieses Aspekts, den er als das „soziale Bindemittel Vertrauen“ bezeichnet, für die Funktionalität und weitgehende Pazifizierung der Lebenswelt hervor (2009, S. 33), betont aber zugleich dessen immanente Instabilität: „Jedes Vertrauen ist erschütterbar [...]. Aber gleichwohl kann man ohne irgendein Vertrauensverhältnis nicht existieren“ (Reemtsma 2009, S. 36). Nun ist häufig zugleich betont worden, dass zwischen der Genese der Moderne und der Kultivierung der Kategorie des Risikos ein enger Zusammenhang besteht (vgl. Beck 1986; Bonß 1995). Die moderne Konzeption des Subjekts verbindet sich eng mit einem Gewährwerden der Risikanz des Handelns, von Entscheidungen, damit aber auch einer Antizipation der Zukunft, die auf individuelle Handlungsfähigkeit dieser Zukunft gegenüber vertraut. Indem die Moderne also die Kalkulation des Risikos als Option entdeckt, entdeckt sie auch die produktive Bedeutung von Kontingenz. Die Schwierigkeit im Umgang mit Kontingenz liegt auf der Hand: Sich der Kontingenz überantworten heißt, Unsicherheit ontologisch, nicht notwendigerweise existenziell, als Bestandteil von kultureller und gesellschaftlicher Normalität zu akzeptieren.

Die unreglementierte Gewalttat hingegen steht für die existenzielle Bedrohung durch Kontingenz. Das allgemeine Vertrauen in Gesellschaft muss daher trotz allem so weit stabilisiert werden, dass eine permanente Angst der Einzelnen vor körperlicher Verletzung, vor Übergriffen und struktureller Bedrohung obsolet erscheint. Der Punkt hier ist, dass die Realisierung des Risikos als sozialstrukturierende und handlungsleitende Kategorie nicht zu einem Synonym für die Aspekte der Gefahr und insbesondere der persönlichen Gefährdung an Leib und Leben werden darf. Genau dies ist jedoch beim Amoklauf der Fall, der gerade nicht die Form einer Gewaltperformanz innerhalb der Rahmensetzungen von üblicherweise sanktionierten Formen der Vergesellschaftung ist. Vielmehr stellt der Amoklauf eine Eruption der Gewalt dar, die, obschon freilich in einem gesellschaftlichen Umfeld situiert, doch außerhalb jeder gesellschaftlichen Bindung steht. Zu seinem gesellschaftlichen Kontext verhält sich der Amok exterritorial; seine Tat bedeutet das dezidierte Zerschneiden des sozialen Bandes und das Heraustreten seines Protagonisten aus allen ihn bindenden normativen Bezügen. Dass die Geltung gesellschaftlicher Normen ambivalent einzuschätzen ist, hat Dirk Baecker zu Recht hervorgehoben:

In Frage steht deswegen nicht zuletzt, welchen Beitrag Normen bei dieser Reproduktion [von Gesellschaft] leisten. Darum, dass sie eingehalten werden, geht es offensichtlich nicht, denn dann wäre die Gesellschaft schon längst gescheitert. Offenbar geht es darum, dass sie kontrafaktisch gelten, also auch dann und gerade deswegen aufrechterhalten werden, weil sie und während sie verletzt werden (2007, S. 148).

Dennoch muss davon ausgegangen werden – gerade auch in Hinblick auf die zuvor gemachten Bemerkungen zur Funktion des Vertrauens – dass der „Normgebundenheit sozialen Verhaltens“ (Popitz 2006, S. 61) enorme Bedeutung für die Stabilität von Gesellschaft zukommt.

Das Erschrecken über den Amok gilt daher insbesondere auch dem Umstand, dass Gesellschaft sich als das erweist, was sie natürlich immer ist, aber als Fakt ausblenden muss: Eine ebenso fragile wie artifizielle Angelegenheit, die angewiesen ist auf die Suggestion von Kausalität. Mit dem Amoklauf, als einer zwar symbolisch exterritorialen, faktisch aber der Gesellschaft immanenten und keineswegs von außen an sie herangetragenen Gewalt, kehrt das Bewusstsein der Gefahr und der permanenten Gefährdung zurück in diese Gesellschaft. Modern hat die Versicherungsgesellschaft die Existenz des Risikos erfolgreich in Parameter der Wahrscheinlichkeit und der Kalkulation übersetzt (vgl. Ewald 1993). Damit wird das Risiko zwar zu einer allgegenwärtigen, aber letztlich doch nur potenziellen Größe im Alltag der Gesellschaft. Im Amok indes nimmt die im Risiko adressierte „unsinnliche Gefahr eine plötzliche Gestalt“ an (Vogl 2000, S. 88). „Der Amokläufer“, bilanziert Joseph Vogl, „ist ein homo aleator, ein Zufallsmensch schlechthin. Seine Ontologie ist die der riskanten Ereignisse, seine Existenzweise die einer aktualisierten Eventualität, halb normal und halb verrückt, halb real und halb fiktiv“ (Vogl 2000, S. 87). Und er fährt fort: „Als Refraktionspunkt des Risikos springt der Amokläufer aus der Ökonomie des versicherten Lebens heraus, indem er sie vollendet und darum zum Feind aller wird, in jener beliebigen und totalen Feindschaft, die eben den Unterschied des Verschuldens, des Verursachens, des Persönlichen nicht macht“ (Vogl 2000, S. 89). Die negative Hypothek des Risikos, Gefährdungen zu produzieren, die über den ihnen eigenen „thrill“ (M. Balint) spektakulärer Attraktion hinaus eine existenzielle Dimension haben und de facto das Leben ihrer Subjekte zur Disposition stellen können, wird hier offenbar. Subjekte sind potenziell gefährlich; der Amok stellt die Hobbessche Frage nach der souveränen Regierung von Gesellschaft für die Gegenwart neu (vgl. Reemtsma 1994). Als die aktuelle Gesellschaft heimsuchendes Phänomen stellt er die Frage nach der Domestizierbarkeit und der grundsätzlichen Regierbarkeit der Individuen. Mit Michel Foucault lassen sich

unter dem Begriff und Konzept der „Regierung“ die „Gesamtheit der Institutionen und Praktiken [verstehen], mittels deren man Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung“ (1996, S. 118). Eine „Krise der Regierung“ (Foucault 1996, S. 119) entsteht dann, wenn genau diese Prozeduren infrage gestellt sind. Das aber ist die Situation, die der Amok phänomenologisch zumindest initiiert, indem er das Vertrauen in die Stabilität und damit auch in die Legitimität der Ordnungsmuster von Vergesellschaftung erschüttert. Mit dem Amoklauf wird das fein justierte Verhältnis zwischen einer vergesellschaftenden Macht, die zugleich lebensweltliche Normalität herstellt, und dem sich in die daraus resultierende Ordnung sowohl einfügenden als auch darin handelnden Individuum aus dem Gleichgewicht genommen. Dieses Individuum, da es als Amoktäter nicht nur radikal deviant, sondern auch radikal gewaltsam wird, akzeptiert nicht länger, eine der ersten Wirkungen dieser vergesellschaftenden Macht der Gesellschaft zu sein (vgl. Foucault 1999, S. 39). Vielmehr konstituiert es sich dezidiert als deren Gegenüber; es fordert die Macht heraus und kann deshalb auch nur letal sein.

Nun fügt sich ein Phänomen wie der Amoklauf ganz offensichtlich in einen seit längerem diagnostizierten Anstieg der Gewalt in den westlichen Gesellschaften ein und radikalisiert diesen sogar beträchtlich. Bekanntlich beobachten Politik und Sozialwissenschaften mit Sorge eine kontinuierliche Abnahme der Einhegung von Gewalt im sozialen Raum, wobei insbesondere das Problem der Jugendgewalt virulent bleibt. Die steigende Zahl an Amokläufen und die diesen zugesprochene, gesteigerte gesellschaftlich-mediale Aufmerksamkeit pointieren in dieser Perspektive lediglich ein entweder wachsendes oder auch nur sich festigendes Problem westlicher Gesellschaften. Dabei handelt es sich um die bleibende, zuweilen offenbar auch wachsende Herausforderung, das ihnen eigene Gewaltpotenzial erfolgreich zu kanalisieren – in speziellen sozialen Räumen zu „kasernieren“, um nochmals die Formulierung von Elias aufzugreifen. Es hat den Anschein, als stieße die in der Kulturtheorie seit Freud verfochtene Sublimierungsthese hier an eine Belastbarkeitsgrenze.

Weder Gesellschaft noch Kultur sind statische Einheiten, sondern grundsätzlich dynamisch ausgelegt. Obgleich sie aus Gründen ihrer Strukturfunktionalität, darauf bedacht sein müssen, Stabilität und Kontinuität zu wahren, befinden sie sich tatsächlich beständig in einem Prozess der Transformation. Als von handelnden Individuen getragene, zeitgebundene Einheiten, stehen sie unter dem Eindruck fortlaufender Veränderung bei gleichbleibender Identität und Stabilität. Die im Amok manifestierte, extreme Gewalterfahrung hingegen verweist latent auf eine entgleitende Dimension der Transformation von Gesellschaft. Dazu gehört auch, dass der Amok in den westlichen, speziell in den westeuropäischen Gesellschaften, ein noch recht junges Phänomen darstellt. Noch 1999, zum Zeitpunkt

des Columbine *school shooting*, auf das sich auch Gus Van Sants Film wesentlich bezieht, galt der Amoklauf als eine spezifische Form US-amerikanischer Gewaltaffinität. Erst seither, mit dem Amoklauf von Littleton als Fanal, migrierte das Phänomen nach Europa und stellt dessen Gesellschaften vor erhebliche Probleme im Umgang mit solchen Praktiken einer extremen Gewalt. Diese Gewalt ist nicht länger zu vergesellschaften, was sich eindrucksvoll in den Reaktionen auf das Phänomen Amok widerspiegelt, und zwar in Politik, Publizistik und Wissenschaft gleichermaßen. Hier setzt ein interessanter Mechanismus ein, der den Amok insbesondere auf die Rezeption der Tat verlegt, eine Rezeption, die sich bis hin zu einflussreichen Präventionsstrategien erstreckt. So leitet Britta Bannenberg aus verschiedenen Einzelfallanalysen „Parallelen bei den jungen – fast ausschließlich männlichen – Tätern, ihren Persönlichkeitsstörungen, Familien und verstärkenden Risikofaktoren“ ab (2010, S. 73). Dieses allgemeine Verfahren zur Rezeption von Ereignissen radikaler Gewalt, wie sie Amokläufe darstellen, kann nicht anders denn als Teil einer gesellschaftlichen Kommunikation des Amoks bezeichnet werden. Deren Ziel ist die Wiedereingliederung des Amok innerhalb der sozialen Gesamtfiguration und sie konzentriert sich insbesondere auf die Subjektdisposition der Täter.

---

#### 4 Praktiken zur sozialen Rekonstruktion von Amok

Unheimlich am Amok ist vor allem die Leerstelle an Information, die er nicht nur hinterlässt, sondern geradezu erzeugt. In aller Regel existiert nämlich gar kein oder kaum Wissen über die Täter, die sich zumeist entweder selbst umbringen oder im Zuge des Amoklaufs getötet werden. Insofern bleibt der Amokläufer ein in hohem Maße enigmatisches Subjekt, das wenig mehr kommuniziert als den anti-sozialen Effekt reiner Anomie: die Ablösung von allen gesellschaftlichen Strukturen und die Negation des Anderen. Einen „Humanismus des anderen Menschen“ (Lévinas) streicht der Amok souverän durch, denn er interessiert sich nicht für den anderen als Anderen, sondern nur als zu versehendes Objekt. Vor diesem Hintergrund setzt mit jedem Amoklauf eine gleichbleibende Rezeptionshaltung ein, die auch im eingangs erwähnten Fall des Amoklaufs in Lörrach aktiviert wurde. Dies ist die vehemente Konstruktion von Täter-Identitäten, die im Anschluss an Amokläufe zu beobachten ist. Die gesamte mediale Berichterstattung fokussiert letztlich auf die Rekonstruktion der Identität des Täters und auf die Suche nach einem konsistenten Motiv, das diesen zu seinem Amoklauf veranlasst haben könnte. Im Kern geht es ganz offensichtlich darum, das was nicht

nachvollziehbar ist, nachvollziehbar zu machen und dem extraterritorialen Ereignis so wieder einen Platz in der Gesellschaft zuzuweisen. Heitmeyer spricht von „gesellschaftlich entlastenden Deutungen, (...) um schnell wieder ‚Normalität‘ herzustellen“ (Heitmeyer 2009).

Diese Praxis lässt sich bereits beim ersten opferreichen Amoklauf in Deutschland in der jüngeren Vergangenheit beobachten, dem Fall Robert Steinhäuser in Erfurt (2002). Wenngleich in späteren Fällen die Raster ungleich routinierter bedient worden sein mögen. Bereitwillig macht etwa der Psychologe Lothar Adler im Interview mit dem *Spiegel* drei Tätertypen auf – „die Schizophrenen“, „die Depressiven“ und „den Persönlichkeitsgestörten“, wozu Adler auch Steinhäuser zählt (vgl. Adler 2002, S. 145). Diese Täter flüchteten in eine „hochaggressive Ersatzwelt“, während die reale Welt nurmehr Kränkungen bereithalte. Adler zeichnet Steinhäuser als Einzelgänger, dessen Welt „aus brutalen Computerspielen“ bestand.<sup>2</sup> Was zunächst unfasslich erscheint, wirkt innerhalb dieses Narrativs mehr und konsistent im Sinne einer pathologischen Identitätsgenese. Normalität wird wieder hergestellt, indem der Täter als Prototyp des Anormalen erscheint. Der Erfurter Amoklauf versammelt bereits alle narrativen Elemente, die fortan immer wiederkehren: Der isolierte Einzelgänger, verschlossen aber nicht unsympathisch; das Motiv der Videospiele, speziell von Ego-Shootern à la *Counter-Strike*; die Rolle von Sportschützenvereinen; die gesellschaftliche Rolle der Schule; die Nachahmer-Debatte; schließlich die Existenz des Täters in einer von der Realität abgelösten Fantasiewelt. In diesem Sinne schreibt der *Spiegel*: „Robert Steinhäuser ging ins Sekretariat. Und mordete und mordete, bis der Rachefeldzug beendet war. Er hatte über Tod und Leben entschieden, und in ein paar Minuten würde er berühmt sein. Was noch fehlte, war der großartige Abgang: Robert Steinhäuser erschoss sich selbst“ (*Der Spiegel* 18/2002, S. 81). Das Muster dieser Verarbeitungsstrategien läuft so ab, dass sie der zunächst harmlosen sozialen Oberflächenerscheinung des Täters eine abgründige Existenz in der virtuellen Welt gegenüberstellen, die geradewegs wie die Realisierung aller Es-Phantasien wirkt.

Auch die Sozialwissenschaft steht dahinter nicht zurück und stellt mitunter sehr detailliert wirkende Typologisierungen der Täter und des Tatablaufs bereit. So sprechen etwa Hoffmann et al. davon, es gebe „erkennbare psychologische Charakteristika, die bei diesen Tätern gehäuft auftreten. Es lässt sich eine Mischung aus Verzweiflung und Depression, Größenfantasien und Kränkbarkeit erkennen. Ein solches Muster weist auf eine narzisstische Problematik hin,

---

<sup>2</sup> „Mörderischer Abgang“, *Der Spiegel*, Heft 18/2002. 29.04.2002.

bei der es um die Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen geht“ (2009, S. 203). Gleichwohl wollen auch sie kein „klares Profil“ einräumen. Noch konsequenter zeichnet indes Peter Langman (2009) jugendliche Amokläufer als „psychotische Täter“. Der Amoklauf, der de facto einen Ausbruch aus der Einhegung gesellschaftlicher Ordnung darstellt, wird auf diese Weise wieder integriert in die Handlungsmuster von Gesellschaft und in die Modi einer sozialen Produktion von Bedeutung. Die Konstruktion einer gesellschaftlich nachvollziehbaren und in die bestehenden Vergesellschaftungs- insbesondere aber auch Pathologisierungsmuster integrierbaren Identität des Täters – im Nachgang zur Tat und vermittelt über den allgemeinen Mediendiskurs – fungiert als Verfahren einer nachholenden Vergesellschaftung des zuvor aus der Gesellschaft herausgelösten Täters, oder vielmehr einer Wieder-Vergesellschaftung des sich im Amok sozial deterritorialisierenden Subjekts.

Während die antigesellschaftliche Identität des Amokschützen enigmatisch, unheimlich und, insbesondere für das Selbstverständnis von Gesellschaft, äußerst bedrohlich ist, sorgt das massive und nach einem klaren Muster ablaufende Bemühen um die Wiedervergesellschaftung des Täters, bei der dieser mit einer sozial nachvollziehbaren Identität versehen wird, für Stabilität im Gesellschaftsraum. Als die Gesellschaft aufsprenzendes Phänomen extremer Gewalt spiegelt die Rezeption des Amok speziell die Angst der Gesellschaft vor dem normativen Kollaps wider, indem etablierte Normierungs- und Normalisierungsdiskurse sich nicht länger als effektiv erweisen. Der soziale Zugriff erfolgt nun multipolar. Speziell der Mediendiskurs um die Tat und im Besonderen um den Täter erzeugt den Anschein von Eindeutigkeit, indem mit großer Intensität biografisches Wissen produziert wird. Verfolgt man den Mediendiskurs zum Amok, so wird man in jedem Fall Zeuge einer immer wiederkehrenden Epistemologie des Individuums und seiner Motivlagen. Hier wird auf massive Weise ein Wahrheitsdiskurs geführt, der gesellschaftliche Normalität begründet (vgl. Foucault 1999, S. 65 f.). Das zu identifizierende Tätersubjekt als hyperdevianter Akteur in der Gesellschaft wird im Zuge dieser Diskursformation überhaupt erst begründet. Zuvor war dieses Subjekt schlicht nicht einmal existent, sondern lediglich ein durchschnittliches Subjekt, das sich in bestimmte soziale Konfigurationen einbettete – als Schüler, als Sohn, als Rechtsanwältin, als Mutter, als Nachbarin, etc. Nun wird das Normalitätssubjekt in ein Ausnahmesubjekt transformiert, das aber zugleich exemplarisch für die Bewahrung gesellschaftlicher Strukturmomente genutzt werden kann. Diese Exemplarität äußert sich schließlich als Serialität. Indem das Tätersubjekt klar festgelegten Handlungs-, Motiv- und Charaktermustern folgt, verschmelzen phänomenologisch alle Amokläufe zu einem. Die Kategorisierung einer Tat als Amoklauf zieht eine extreme Homogenisierung des Geschehens auf

der Bedeutungsebene nach sich. Von wenigen Irritationen abgesehen – etwa dem ‚falschen‘ Geschlecht im Fall von Lörrach – erweisen sich Amokläufe als Variationen auf ein Thema. Statt singuläre Ereignisse, die traumatisierend im Kontinuum von Gesellschaft wirken können, stellen sie gewissermaßen Fortsetzungen einer Serie gleichförmiger Handlungen nach einem klaren und einheitlichen Muster dar, die nach dem ersten Rezeptionsschock, da der Amok stets plötzlich und unerwartet über die Gesellschaft hereinbricht, rasch und effektiv routinisiert werden können. Die Serialisierung des Unerwarteten und sozial Schrecklichen erscheint vor diesem Hintergrund als Voraussetzung für dessen Vergesellschaftung. Zuletzt werden diese medialen Strategien ergänzt durch wissenschaftliche Praktiken der Quantifizierung und Empirisierung des Phänomens, die auch angesichts der trotz der ubiquitären Wahrnehmung von Amok faktisch immer noch mehr als dünnen empirischen Grundlage beabsichtigen, Gesetzmäßigkeiten für den Amok zu formulieren (vgl. Hoffmann et al. 2009). Der Serialisierungsaspekt wird damit noch gesteigert, indem sie mit klaren Regelfolgen unterlegt wird.

---

## 5 Identitätsprofile

Die kategoriale Konstruktion des Tätersubjekts basiert nun insbesondere auf der Integration des Gewaltaspekts in das Profil der persönlichen Identität des Täters. Wie verortet sich daher die Identität der Tätersubjekte angesichts der sozialen Emergenz von Gewalt? Um hier abschließend anzusetzen, muss darauf hingewiesen werden, dass sich moderne Gesellschaften ohnehin beständig in einem Spannungsfeld zwischen der Durchsetzung von sozialer Ordnung und der programmatischen Entfaltung ihrer Individuen bewegen. Soziale Integration heißt hier immer, beide Aspekte auszubalancieren. Soziale Phänomene müssen, worauf Alois Hahn hingewiesen hat, ebenso wie Individuen in die Gesellschaft integriert werden. Sofern dies nicht möglich ist, erfolgt ihre Transformation in einen gegenüber den Routinen des sozialen Lebens „funktional ausgliederbaren Aspekt“ (Hahn 2000, S. 27). Das aber führt im Falle des Amoklaufs, der die Regeln des Zusammenlebens performativ grundlegend infrage stellt, in eine nicht nur krisenhafte, sondern tendenziell sozial destabilisierende Situation. Dass diese Stabilität primär über äußerst konzise Identitätskonstruktionen der Täter gewährleistet wird, ist kein Zufall, sieht sich die Hochmoderne doch geradezu einem „Boom des Konzepts der Identität“ gegenüber (Reckwitz 2010, S. 48). Wie oben ausgeführt, steht die Erfahrung und Betonung von personaler Identität in der Moderne in engem Zusammenhang mit der Realisierung von Kontingenzen, insbesondere auch mit einer Kontingenzen des Selbstverstehens, das zudem in eine konstante



Form überführt werden soll. Gelingende Identität integriert Kontingenz als Kontinuität innerhalb bestehender sozialer Ordnungsmuster. Entsprechend lässt sich das Subjekt des Amoklaufs hinsichtlich einer solchen Identitätsgenerierung als gescheitertes Subjekt interpretieren. Das Tätersubjekt als kohärent, wenngleich sozial pathologisch erscheinendes Subjekt erhält demnach genau diese Konstanz angesichts kontingenter Lebenswelten und Handlungsabläufe zurück. Auffällig ist allerdings, dass die Rekonstruktion des Tätersubjekts stets darauf bedacht ist, dessen Scheitern an der Identität nachzuzeichnen. Ob es sich nun um die Täter von Littleton, Erfurt oder Winnenden handelt, stets ist von größter Bedeutung, dass das Versagen des Subjekts an der Gesellschaft zum rasenden Rachefeldzug gegen diese führt. Heitmeyer spricht in diesem Zusammenhang von „Anerkennungszersfall“ und „Verlust der Kontrolle über das eigene Leben“ (vgl. Heitmeyer 2009). Das Scheitern des Subjekts, das freilich vor allem ein Scheitern aus der Perspektive der sozialen Ordnung ist, wird hier überführt in den Modus einer konsistenten Identität dieses Scheiterns selbst.

Diese gescheiterte Identität entlädt sich der Lesart einer typisierten Rezeption des Amoklaufs zufolge schlussendlich in einem Angriff auf jene Gesellschaft, der sie sich nicht hat erfolgreich integrieren können. Vor diesem Hintergrund macht es Sinn, dass in der Rekonstruktion des Amoks die Motive der Rache und des Hasses auf die Gesellschaft oder auf einzelne ihrer Institutionen gut eingeführt sind. Beispielhaft etwa in der Art, wie dies der *Spiegel* für Robert Steinhäuser ausführt: „Dieser Rachefeldzug mit 17 Todesopfern war eine unfassbare Tat, verübt von einem schwer fassbaren Massenmörder – von einem jungen Mann, an dem die Lehrer verzweifelten und die Eltern sowieso“.<sup>3</sup> Wenn der Zugriff auf soziale Realität primär über die Identität der Subjekte und die sozialen Modalitäten zur Herstellung dieser Identität erfolgt, dann korrespondiert dies einvernehmlich mit kultursemiotischen Ansätzen zum Verständnis sozialer Realität. Insbesondere mit Blick auf die Möglichkeit von Identität führt Eva Illouz aus, es sei Kultur, die „jene Bedeutungen und Interpretationen prägt und ihnen eine Richtung gibt, mit deren Hilfe wir unseren Alltag bewältigen und auch Ereignissen Sinn verleihen, die den alltäglichen Gang der Dinge unterbrechen“ (Illouz 2009, S. 67). Für einen solchen Fall ist der Amok freilich ein extremes, gerade deshalb aber auch ein sehr geeignetes Beispiel. Hier zeigt sich nämlich, wie kohärent Medien- und Wissenschaftsdiskurs diese kultursemiotische Aufgabe wahrnehmen und damit nicht zuletzt jene personale Identitätsgenerierung, die den

---

<sup>3</sup> „Das Spiel seines Lebens“, *Der Spiegel*, Heft 19/2002. 06.05.2002.

Einzelnen im Angesicht der Kontingenz abverlangt wird, subtil regieren. Zugleich zeigt sich dabei, dass das primäre gesellschaftliche Interesse am Aufbereitungsdiskurs zum Amok nicht der Tat selbst, dem Täter oder gar den Opfern gilt, sondern der Wiedererschließung einer Stabilität kultursemiotischer Topografien. Indes werden die Tätersubjekte, obwohl vordergründig spektakularisiert, ihrer Besonderheiten entkleidet und geradezu in Kontexte der Langeweile überführt. Dies im doppelten Sinne: Speziell im Fall von Schüler-Amokläufen spielt das Motiv der Langeweile oder des Überdresses an der Gesellschaft immer wieder eine erhebliche Rolle. Gleichzeitig werden die Tätersubjekte einer rigiden Typisierung unterworfen, die sie explizit aus dem Muster singulärer personaler Identitäten herauslöst und als ebenso langweilige wie gleichförmige Exemplare erscheinen lässt: „Der klassische Amokläufer ist männlich, gut ausgebildet, meist um die 30 bis 40 und steht vor der deprimierenden Bilanz seines Lebens“ (Adler 2002, S. 145). Wenngleich schon als Reaktion auf den Erfurter Amoklauf, der zugleich für Deutschland die Kategorie des *school shootings* etablierte, bezieht sich Adler in seiner Aussage noch auf den gewissermaßen klassischen Amoklauf, der gerade nicht an Schulen stattfindet und einen deutlich älteren Tätertyp ausweist. Bemerkenswerterweise sind aber alle genannten qualitativen Charakteristika dieser Täter übertragbar auf den jetzt neu auftretenden *school shooter*, der die Negativbilanzierung seines Lebens bloß um ein paar Jahrzehnte vorverlegt, ansonsten aber in exakt den gleichen Typologisierungen angeschrieben wird.

Verstehen im intersubjektiven Vollzug, aber auch innerhalb der sozialen Figuration, hebt Hahn hervor, ist notwendigerweise stets selektiv. Gesellschaft wie auch Beziehungen zwischen Personen sind so gesehen niemals eindeutig oder wirklich konsistent. Eine der spezifischen Leistungen von Gesellschaft ist es daher, erfolgreich die Illusion dieser Konsistenz herzustellen und damit Gesellschaft als einen gemeinsamen Erfahrungs- und Handlungsraum zu ermöglichen. „Wir unterstellen Gemeinsamkeit des Erlebens und Urteilens, ohne diese Gemeinsamkeit jeweils ständig zu überprüfen. (...) Unsere Verstehensfiktionen werden nicht sogleich falsifiziert, weil wir keine direkte Einsicht in den anderen haben“ (Hahn 2000, S. 36 f.). Diese Praxis schafft Spielraum für eine „Kreativität des Handelns“ (H. Joas), aber eben auch für die Möglichkeit sozialer Tragödien, die aus dem damit verbundenen rezeptiven und epistemologischen Bruch resultieren können. Denn wo dieser Bruch nicht mehr symbolisch und durch distinkte soziale Praktiken überbrückt werden kann, kommt es zur Krise. Ein Ausdruck solcher Krisenhaftigkeit ist die Eruption der Gewalt im Amok, die sich wiederum in eine allgemeine Tendenz der Gewaltemergenz in den westlichen Gesellschaften integriert, diese aber gerade in Hinblick auf die (Un-)Möglichkeit von Subjektivität pointiert. Die Generierung von Tätersubjekten gemäß den Bedürfnissen

von Gesellschaft und Vergesellschaftung erweist sich daher als stringent erfolgreiche soziale Kohärenzkonstruktion angesichts eines scheinbar ubiquitären und massiven Einbruchs von Gewalt in Gesellschaft. Fast im durkheimischen Sinne trägt die Konstruktion des radikalst möglichen anomischen Subjekts zur Schließung von Gesellschaft bei und wahrt dennoch den modernen Primat der Ausbildung personaler Identität.

---

## Literatur

- Adler, L. 2000. „Und dann ist er Rambo“, *Der Spiegel*, Heft 19/2002, S. 145.
- Ahrens, J. German Rampage: Social Discourse and the Emergence of a Disturbing Phenomenon. In *Framing Excessive Violence: Discourse and Dynamics*, hrsg. D. Ziegler, M. Gerster, S. Krämer, 137–159. Basingstoke/New York: Palgrave.
- Ahrens, J. 2014. *Authentifizierung der Fiktion. The Wire und die Möglichkeit einer Erfahrung von Gesellschaft*. In *The Wire. Analysen zur Kulturdiagnostik populärer Medien*, hrsg. J. Ahrens et al., 113–146. Wiesbaden: Springer VS.
- Baberowski, J. 2015. *Räume der Gewalt*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Baecker, D. 2007. *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bannenberg, B. 2010. *Amok. Ursachen erkennen – Warnsignale verstehen – Katastrophen verhindern*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Baudrillard, J. 1978. *Agonie des Realen*. Berlin: Merve.
- Beck, U. 1986. *Risikogesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Berardi, F. 2016. *Helden. Über Massenmord und Suizid*. Matthes & Seitz: Berlin.
- Böckler, N., Seeger, T., Sitzer, P. und Heitmeyer, W. (Hrsg.). 2013. *School Shootings: International Research, Case Studies, and Concepts for Prevention*. New York: Springer.
- Bonß, W. 1995. *Vom Risiko. Ungleichheit und Ungewißheit in der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Butler, J. 2010. *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Detje, R. 2004. Bürokraten des Todes. Gus Van Sants lebensmüder Highschool-Horrorfilm *Elephant*. *Die Zeit*. <http://www.zeit.de/2004/15/Elephant>. Zugriffen: 19. Februar 2016.
- Elias, N. 2003. *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, N. 1976. *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Engell, L. 2010. *Playtime. Münchener Film-Vorlesungen*. Konstanz: UVK.
- Ewald, F. 1993. *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1996): *Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. 1999. *In Verteidigung der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. 2005. *Die Heterotopien/Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hahn, A. 2000. *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Heitmeyer, W. 2004. Kontrollverluste. Zur Zukunft der Gewalt. In *Gewalt*, hrsg. W. Heitmeyer und H.-G. Soeffner, 86–103. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. 2009. Jugendliche Massenmörder. Der doppelte Kontrollverlust. *Taz*, 19.03.2009.
- Heitmeyer, W. und M. Schröttle. 2006. Zur Einführung. In *Gewalt: Beschreibungen, Analysen, Prävention*, hrsg. W. Heitmeyer und M. Schröttle, 15–22. Bonn: bpb.
- Hoffmann, J. und Wondrak, I. 2009. Zielgerichtete schwere Gewalt und Amok an Schulen. In *Kriminalistik*, Heft 4/2009, 196–204.
- Illouz, E. 2009. *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Langman, P. 2009. *Amok im Kopf. Warum Schüler töten*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Popitz, H. 2006. *Soziale Normen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. 2010. *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie*. Bielefeld: Transcript.
- Reemtsma, J. Ph. 2009. *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. München: Pantheon.
- Reemtsma, J. Ph. 1994. Die Wiederkehr der Hobbesschen Frage. In *Mittelweg* 36, Heft 6/1994, 47–56.
- Scheithauer, H. und R. Bondü. 2011. *Amoklauf und School Shooting. Bedeutung, Hintergründe und Prävention*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thome, H. 2004. Theoretische Ansätze zur Erklärung langfristiger Gewaltkriminalität seit Beginn der Neuzeit. In *Gewalt*, hrsg. W. Heitmeyer und H.-G. Soeffner, 315–345. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Vogl, J. 2000. Gesetze des Amok. Über monströse Gewöhnlichkeiten. In: *Neue Rundschau*, Heft 4/2000, 77–90.
- Weber, Ch. 2015. *Gus Van Sant. Looking for a Place Like Home*. Berlin: Bertz+Fischer

Vermittlungskulturen des Amoklaufs

Zur medialen Präsenz spektakulärer Gewalt

Brasermann, S.; Ahrens, J. (Hrsg.)

2017, VII, 169 S. 3 Abb., 2 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-16601-4